

Für einen offenen Umgang mit einem schwierigen Begriff

Norbert Lammert

Viele Menschen empfinden den Begriff Heimat als sehr deutsch, manche sogar typisch deutsch. Dabei erfreut sich der Ausdruck international großer Beliebtheit – wohl auch, oder gerade weil für ihn keine Übersetzung existiert. In seiner berühmten Rede zur Verleihung des Großen Schillerpreises setzte sich Max Frisch 1974 mit dem Begriff Heimat und der Problematik der Übertragung in andere Sprachen wie folgt auseinander: „My country erweitert und limitiert Heimat von vorneherein auf ein Staatsgebiet, homeland setzt Kolonien voraus, motherland tönt zärtlicher als Vaterland, das mit Vorliebe etwas fordert und weniger beschützt als mit Leib und Leben beschützt werden will, la Patrie, das hisst sofort eine Flagge.“ Das Zitat des Schweizer Schriftstellers deutet auch eine Erklärung dafür an, warum gerade wir Deutschen uns mit dem Wort wie dem Gegenstand gelegentlich schwer tun; zu national, zu pathetisch, vielleicht sogar zu martialisch klingt es in manchen Ohren.

Die Autoren einer oft angeführten volkskundlichen Untersuchung mit dem Titel „Neue Siedlungen“ aus dem Jahre 1959 kamen zu dem Ergebnis, dass „Versuche, Heimat zu definieren, [...] im allgemeinen bei dem Bekenntnis [enden], daß es sich um etwas sehr Komplexes oder Unsagbares handele, das zu beschreiben eigentlich nur dem Dichter zukomme.“ Insofern ist es nur konsequent für die Bestimmung, was Heimat meint, einen Dichter zu zitieren. Tatsächlich ist der Ausdruck vor allem eine literarische Schöpfung – und eine recht junge dazu; erst gegen Mitte des 19. Jahrhunderts kam der Begriff auf. Bemerkenswert ist, dass das Wort Heimweh schon viel früher Verwendung fand – als medizinisches Fachwort. Bereits 1688 erschien eine medizinische Doktorarbeit über die „Nostalgia oder Heimwehe“, in der die krankhafte Form von Heimweh, die – in diesem Fall – Schweizer Söldner in der Ferne befahl, abgehandelt wurde. Einen emotionalen Kern haben beide Begriffe zweifelsohne, das Heimweh und die Heimat, wobei Letzterer vielschichtiger und umfassender ist.

Die große Mehrheit der Deutschen verbindet laut einer Umfrage aus dem Sommer 2011 mit dem Begriff Heimat ein tiefes Gefühl der Verbundenheit. Für fast 95 Prozent der Befragten ist das Wort gleichbedeutend mit dem Ort, an dem sie sich geborgen fühlen. Solche Ergebnisse deuten darauf hin, dass Heimat ein Begriff für das Bedürfnis zu sein scheint, mit dem Individuen und ganze Gesellschaften nach Antworten auf Herausforderungen und manchmal sogar Zumutungen der Moderne suchen. Antworten auf Fragen also, die sich aus der Veränderung der Umwelt, der Arbeitswelt und dem sozialen Wandel ergeben. So dürfte sich auch erklären, warum der Ausdruck zeitgleich mit den Industrialisierungsschüben des 19. Jahrhunderts populär wurde. Heute gehört es zum Erfahrungsschatz eines jeden von uns, dass die Globalisierung lokale, regionale und auch nationale Grenzen längst überwunden hat. Selbst wenn wir uns angesichts dieser manches Mal die Frage nach der Wirkmächtigkeit nationaler Politik stellen mögen, ist Heimat doch sehr viel mehr als nur ein romantisches Relikt längst vergangener Zeiten, obwohl die Begrifflichkeit entstehungsgeschichtlich in der Romantik zu verorten ist. Im 20. Jahrhundert wurde der Begriff politisch aufgeladen und instrumentalisiert, und der jeweilige Gebrauch der Vokabel Heimat war geprägt von den sehr verschiedenen politischen Vorzeichen sowohl in der ersten wie in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Der Verlust von Heimat, Flucht und Vertreibung, die Einsamkeit, Verzweiflung und gelegentliche Wut von Heimatvertriebenen, die sich oftmals alleingelassen, manchmal beschimpft und gedemütigt fühlten, gehören zu dem politischen Kontext, in dem sich der Heimatbegriff in unserer jüngeren Vergangenheit entwickelt hat.

Das Bedürfnis nach Verwurzelung, nach einem festen Platz, ist durch die Globalisierung, die viele Menschen als eine unaufhaltsame Entwicklung wahrnehmen, auf die sie keinen Einfluss haben, weiter gewachsen. Heimat wird nicht in erster Linie als ein geographischer Ort, sondern als ein imaginärer Ort empfunden, an dem sich Nostalgie und Utopie begegnen. Ein Wunschtraum, der Traum von einem Ort ohne Vergänglichkeit, ohne die Gemeinheiten des Alltages, ohne Bosheit und Niedertracht. Deswegen hat Heimat auch etwas zu tun mit dem individuellen Bedürfnis nach Verbindlichkeit und Orientierung. Früher, als für viele Menschen der eigene Gesichtskreis mit dem Ort, an dem man wohnte, zumeist geboren und aufgewachsen war, mehr oder weniger übereinstimmte, bedeutete Heimat gleichzeitig die Welt. Heute hingegen erwarten manche umgekehrt, dass die Welt die Hei-

mat sein solle und wir alle zu Weltbürgern werden. Doch ich bezweifle, dass ein größerer Gesichtskreis und weltweite Mobilität die Heimat größer oder gar die Welt zur Heimat gemacht haben. Auch Europa wird nicht als Heimat wahrgenommen, so sehr wir die Europäische Union brauchen. Als Heimat ist Europa zu groß und stiftet deshalb nur begrenzt Identität. Dies wird Regionen und Staaten immer besser gelingen. Im Übrigen bestehen berechnete Zweifel daran, ob die Weltläufigkeit bei modernen Jetsettern ausgeprägter ist als bei einer so solitären Gestalt wie Immanuel Kant, der bekanntlich nie aus Königsberg herausgekommen ist.

Der laut Stefan Zweig „erste bewusste Europäer“, Erasmus von Rotterdam, hat einmal gesagt, dass „dort [...] meine Heimat [ist], wo ich meine Bibliothek habe“. Demnach ist Heimat weniger ein geographischer Fixpunkt, sondern eine anthropologische Kategorie, eine Grundbefindlichkeit des Menschen, der sich durch Kultur die Welt, in der er lebt, selbst schafft. Auch wenn Kultur nicht gleichbedeutend mit Heimat ist, sind die beiden Begriffe dennoch nicht voneinander zu trennen. Wiederum untrennbar verknüpft mit ihnen ist die Frage nach dem Zusammenhalt unserer Gesellschaft. Jede freiheitliche Gesellschaft benötigt ein Minimum an Gemeinsamkeiten, an Rechten und Pflichten, an Orientierungen, auch weil sie uns erst erlauben, mit Konflikten umzugehen. Eine freie Gesellschaft kann nie eine konfliktfreie Gesellschaft sein, und sie kann ihre Konflikte nur bewältigen, wenn Konsens herrscht, wie sie auszutragen sind. Im Kern dieses Konsenses steht Kultur. Nicht Politik hält eine Gesellschaft im Inneren zusammen, sondern Kultur – und mit ihr eben das Mindestmaß an Überzeugungen, das eine Gesellschaft miteinander teilen muss.

Untrennbar mit der Kultur unseres Landes verbunden ist unsere Sprache. Sie ist unbezweifelbar ebenso ein ganz essentieller Bestandteil des Geborgenseins, das wesentlich für das Heimatgefühl ist. Man braucht gar nicht so weit zu gehen wie Wilhelm von Humboldt, von dem der Satz stammt, dass „die wahre Heimat [...] eigentlich die Sprache [ist]“. Doch zweifelsohne sind Heimat und Kultur, Sprache und Identität auf das Engste miteinander verbunden. Dass die Sprache „das prägende Element der deutschen Identität“ sei, stellte die Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages über Kultur in Deutschland in ihrem Schlussbericht so schlicht wie bündig fest. Die Sprache bekommt vor allem für diejenigen überragende Bedeutung, die ihre Heimat verloren haben, denn für sie ist einzig die Sprache

noch als Heimat übrig – so hat es die Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller auf einem Kongress der Bundestagsfraktion der Union zum Thema „Sprache ist Heimat“ festgehalten. Andererseits ist die Beherrschung der Sprache eine ganz wesentliche Voraussetzung, um fern der eigenen Heimat heimisch zu werden. Immerhin fast die Hälfte der nach Deutschland Zugewanderten sieht laut einer Allensbach-Umfrage von 2009 unser Land auch als das ihre, als Heimat, in der ihre Zukunft liegt. Nur etwas mehr als ein Fünftel plant, eines Tages in ihr Herkunftsland zurückzugehen. Das sind ermutigende Zahlen, denn wir brauchen nicht nur Zuwanderung, sondern wir müssen genauso dafür sorgen, dass Menschen, die zu uns kommen, hier auch heimisch werden. Auch wenn darüber keineswegs allgemeine gesellschaftliche Übereinstimmung besteht: Unser Problem ist nicht zu viel Einwanderung, sondern zu wenig Einbürgerung.

Immerhin existiert heute in Deutschland bei allen Unterschieden im Detail „ein grundsätzlicher Konsens zwischen allen etablierten Parteien, Migranten in das Gemeinwesen einzubeziehen, statt sie auszugrenzen“, wie der mehrfach preisgekrönte Islamwissenschaftler Navid Kermani in seinem sehr lesenswerten Buch „Wer ist Wir?“ festhält. Ob dies, wie er vermutet, „später einmal zu den historischen Leistungen der Merkel-Jahre zählen“ wird, bleibt abzuwarten. Sicher scheint, dass die vom damaligen Innenminister Wolfgang Schäuble einberufene Deutsche Islamkonferenz wesentlich zu der öffentlichen Einsicht beigetragen hat, den Islam als einen Teil Deutschlands und Europas, ihrer Gegenwart und ihrer Zukunft zu begreifen. Er hat seine Heimat auch in Deutschland gefunden – wozu wiederum die Wahrnehmung von Gemeinsamkeiten wie von Unterschieden gehört. An der Universalität von Demokratie, Gewaltenteilung, weltanschaulicher Neutralität des Staates, Toleranz, Menschenrechten sowie der Gleichberechtigung der Geschlechter dürfen jedoch niemals Zweifel bestehen, weshalb Navid Kermani ausdrücklich empfiehlt, dass „der Westen seine Leitkultur missionarisch ausbreiten sollte“. Er verbindet dies freilich mit dem weniger bequemen, aber notwendigen Hinweis, „die gegenwärtige Überlegenheit und der Leitanspruch westlicher Kultur würden sich darin erweisen, dass sie Muslimen jene Freiheit gewährt, die Christen in islamischen Ländern oft nicht haben“. Diese Anregungen gilt es für die Gestaltung des guten Miteinanders in unserer Heimat unbedingt zu berücksichtigen, so unbequem das vielleicht sein mag.

Deutschland ist ein Land mit einer schwierigen Geschichte. Das macht es nicht leichter, den Blick nach vorne zu richten, einen offenen Umgang mit unserer Heimat zu finden, ohne das Vergangene zu vergessen. Das Jüdische Museum in Berlin hat im Herbst 2011 sein zehnjähriges Bestehen mit einer Geburtstagsschau gefeiert, die dem Thema Heimat gewidmet ist. „Heimatkunde – 30 Künstler blicken auf Deutschland“ lautet der Titel der Ausstellung, die sich auf die Spurensuche unserer nationalen Identität begibt. Ich finde, dies ist in jeder Hinsicht ein ermutigendes Zeichen – nicht nur für den Begriff, sondern für unsere Heimat.